**Abonnementspreis**
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Die Welt der Arbeit" einschl. Bringerlohn 80 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen Preisliste Nr. 2275. Unter Streifband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 2 M. pro Vierteljahr.

**Redaktion**
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Montags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1780.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

# Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

**Inserate**
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei wiederholtem Erscheinen entsprechender Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

**Expedition:**
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1780.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 15. | Dresden, Freitag den 18. Januar 1901. | 12. Jahrg.

## Ein höfisches Fest.

Am heutigen 18. Januar sind zweihundert Jahre seit dem Tage verflossen, an dem der Großvater Friedrich I. den brandenburgischen Kurhut mit der preußischen Königskrone vertauschte. Der jetzige preußische König, Wilhelm II., hat den Entschluß gefaßt, mit feierlichem Gepränge ein Erinnerungsfest an dieses Ereignis zu begehen. Das Recht dazu wird ihm niemand bestreiten; wir uns aus können fürstliche Herrschaften so viele Feste feiern, wie sie wollen; und wenn es für sie so ist, als ob Ostern und Pfingsten stets auf einen Tag fielen, dann ist es uns auch egal. Zwar ist es ein schmerzliches und peinigendes Zusammentreffen, daß das laute Juchhei und Heisa der höfischen Festivität gerade in eine Zeit schwerer Arbeitslosigkeit, bitteren Mangels und beispielloser Wohnungsnot fällt; aber an solche schreiende Gegensätze muß man sich in dieser herrlichen „gottgewollten" Ordnung gewöhnen: im sorgenlosen Luxus führen die Glücklich-Besitzenden ihr Dasein, dieweil Tausende und Abertausende von fleißigen Mitmenschen nicht wissen, woher sie einen ärmlichen Bissen Brot nehmen sollen, um ihren nagenden Hunger zu stillen, einen Fetzen Zeug, um ihre Blöße zu decken, eine warme Stätte, um ihr Haupt darauf zu betten . . . .

Mit Klingklang und Gloria wird das Andenken der Krönungszeremonie gefeiert. Die eingeladenen und befohlenen Gäste werden aber doch nicht zahlreich genug sein, um den Eindruck zu verwischen, daß die Massen des Volkes zu dem Vorgang durchaus teilnahmslos stehen. Man hat sich in Preußen-Deutschland im Zeitalter der dekorativen Politik Uebung genug im Arrangement derartiger Lustbarkeiten angeeignet, um dem Pomp der berühmten Feste des vierzehnten Ludwigs von Frankreich erfolgreiche Konkurrenz machen zu können, und die geschickten Regisseure, die ein römisches Imperatoren-Fest auf der Saalburg, eine Regatta oder ein Bühnenspiel programmgemäß abwickelten, werden ihre bewährten Kräfte nunmehr bei der Preußenfeier spielen lassen. In den Schulen, Seminaren, Universitäten, Kasernen und Regierungsgebäuden steigt der „patriotischen" Reden Schall und Schwall, dichtes Weihrauchswolken gleich, an diesem Tage nach oben, und das erstaunte Volk wird aus tausend Mündern die wunderliche Kunde vernehmen, daß es sich als gar nicht vorhanden betrachten konnte, wenn nicht glücklicherweise eines Tages ein zahlungsfähiger fränkischer Adeliger einem bankerotten deutschen Kaiser die Mark Brandenburg für einen Pappenstiel abgekauft und ein Nachfahre jenes Ritters sich am 18. Januar 1701 die Königskrone auf das verrückengezierte Haupt gestülpt hätte. Auch in den Kirchen fehlt es nicht an den üblichen Predigten, in denen haarscharf bewiesen wird, daß die große Gnade Gottes sichtbarlich darin mitwalte, das preußische Volk unter die Herrschaft der Hohenzollern zu bringen.

Freilich so ganz nach Wunsch ist das Arrangement des Festes doch nicht ausgefallen. Wie es heißt, hoffte man in Berlin, die gesamte deutsche Reichsfürstenschaft um den Hohenzollerntheon geschart zu sehen; daraus wurde aber nichts, da man nicht allerorts gewillt gewesen zu sein scheint, bei der Feierlichkeit mitzuwirken. Man kann es ja auch schließlich Angehörigen mancher Fürstenhauses nachfühlen, daß sie nur ungerne die Triumphe eines Geschlechts mehren helfen mögen, das noch vor wenig mehr als einem Menschenalter selbständige Staatengebilde Deutschlands von der Landkarte ein für allemal verschwinden ließ, Landesherren, die auch von „Gottes Gnaden" waren, absetzte und eine Reihe von Thronen in die Rumpelkammer des Althändlers schickte.

Für die Masse des Volkes besteht, wie wir sagten, auch nicht die geringste Veranlassung, festlichen Gefühlen Raum zu geben. Der eitle Fant Friedrich I. von Preußen war eine der unsympathischsten Persönlichkeiten, die je auf einem Throne gesessen haben; das hat in der denkbar schärfsten Form sein eigener Enkel allen denen überliefert, die Kenntnis davon nehmen wollen. Und wenn man die nachfolgenden Hohenzollern nach Verdienst und Würdigkeit abzuurteilen unparteiisch unternimmt, so kommt man doch zu wesentlich anderen Ergebnissen, als die obrigkeitlich angestellten und potentierten Historiographen: ein Friedrich Wilhelm I., II., III. und IV. sind wahrlich keine geschichtlichen Erscheinungen, die irgendwelche Begeisterung zu entflammen vermögen, eher das gerade Gegenteil; und die anderen, die Friedrich II., Wilhelm I. und Friedrich III. sind ebenfalls viel zu genau bekannt, als daß der fromme Mythus überschwänglicher Lobhudler viele gläubige Zuhörer zu gewinnen vermöchte. Die persönliche Roheit und Unkultur, die sich in dem ersten Friedrich Wilhelm verkörperte, ist ebenso abstoßend, wie die Lasterhaftigkeit und Frivolität des zweiten; die Art, wie der dritte Friedrich Wilhelm von Preußen seine dem Volke in schwerer Stunde gegebenen Versprechungen in den Wind schlug, ist ebenso widerwärtig, wie die Doppelzüngigkeit des phantastischen vierten Friedrich Wilhelm, den vielleicht nur der Ausbruch unheilbarer Geisteskrankheit vor einer andersgestalteten Katastrophe bewahrte. Und wenn Friedrich II. durch glänzende Geistesgaben und Feldherrnbegabung die übrigen Angehörigen seines Hauses weit überragte, so ist doch auch das Bild dieses „aufgeklärten Despoten" von starken Schatten verdunkelt; dem vielgerühmten „Heldengreise" Wilhelm I. aber bleibt es nicht vergessen, daß er in seinen besten Mannesjahren der Kanonenprinz hieß, und 1848 vor der gerechten Wut des Volkes als Kutscher Lehmann nach England flüchten mußte. Friedrich III. aber war es, der 1878 das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie unterzeichnete, das so unendliches Elend über unser Volk gebracht hat.

Ein tüchtiges, arbeitsames und energisches Volk hat den preußischen Staat groß und stark gemacht; seine Dynastie und die mit dem Junkertume versippte Beamtenschaft aber haben bewirkt, daß Preußen in Deutschland dieselbe Rolle spielt, wie Rußland in Europa: es ist der Hort der Reaktion.

Geläuterte Geschichtsauffassung und tieferes Eindringen in die historischen Zusammenhänge des gesellschaftlichen und staatlichen Werdeprozesses gestatten uns ein kühles und ruhiges Urteil auch über den Anteil fürstlicher Personen an der Entwickelung, während dagegen die Patentpatrioten, in dem Bestreben, alles Licht auf die im Purpur Geborenen zu vereinen, mehr als ungerecht werden. Die Leute, die immer bereit sind, wegen der Fragen der Korn- und Eisenzölle oder der Kanalbauten jeden Tag ihre „monarchische Gesinnung zu revidieren", fallen bei Gelegenheit höfischer Feste mit wildem Geheul über die nüchtern Urteilenden her, und es hat einen eigenen Reiz, die Junkersprossen zu beobachten, deren Vorfahren die früheren Hohenzollern mit einem Plätzchen am Galgen beehren wollten und die auch heute gerne den alten Spruch wahr machen wollen: „Und der König absolut, wenn er unseren Willen thut." In der Geheimgeschichte des preußischen und kurbrandenburgischen Hofes ist von den Anfängen an viel Menschliches, Allzumenschliches aufgezeichnet worden, und der Purpurmantel reicht nicht aus, um alle diese Pikanterien dem forschenden Blicke des allgemach kritisch gewordenen Volkes dauernd zu verbergen, der schwarze Adler kann seine Flügel nicht weit genug klaffern, um das alles zu verhüllen.

## Politische Uebersicht.

### Der Ursprung des preußischen Königtums.

In der wiederholt unseren Lesern empfohlenen Wochenschrift, Die Neue Zeit schreibt Franz Mehring, der gründliche Kenner der preußischen Geschichte, zum 18. Januar folgendes:

Aller Aufwand byzantinischer Geschichtsklitterei hilft nicht über die Thatsache hinweg, daß die preußische Königskrone geschaffen worden ist, um den französischen Despoten Ludwig nachzuäffen, um in der königlichen Dignität (Würde) einen Vorwand zu haben, die schon von dem sogenannten „großen" Kurfürsten ausgemergelte Bevölkerung von einer bis zwei Millionen armer Menschen bis auf das letzte Blut in ihren Adern und das letzte Mark in ihren Knochen auszusaugen. In der That folgte der Krönung, die am 18. Januar 1701 mit orientalischer Pracht in Königsberg gefeiert wurde, eine furchtbare Pest auf dem Fuße, die ein Drittel der preußischen Bevölkerung dahinraffte und namentlich Litthauen zu einer vollkommenen Wüste machte. Die Todesangst entriß den servilen Behörden einen Schrei der Wahrheit; die schlechte Justiz und Verwaltung, heißt es in einem amtlichen Bericht an den König, sei die Materie, die sowohl die pestilenzialische Seuche als alle Landplagen erzeuge und ernähre.

Alle brandenburgischen Minister und Räte waren gegen die Annahme der Königswürde, weil sie der Staatsraison nicht nur nicht entsprach, sondern selbst direkt widersprach. Der brandenburgische Kurfürst erkaufte die Erlaubnis, sich außerhalb des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, im Herzogtum Preußen, zum König krönen zu lassen, vom deutschen Kaiser damit, daß er diesem die brandenburgischen Truppen auf eine Reihe von Jahren für die habsburgischen Hauskriege überließ. Damit machte er aber seinen eigenen Staat völlig wehrlos in den, diesen Staat unmittelbar berührenden Händeln zwischen Polen, Schweden und Rußland; er überlieferte sich, wie er selbst sagte, der „Diskretion des Zaren", und so steht die russische Hegemonie schon hinter der preußischen Königskrone, wie sie sechzig Jahre später, beim Ausgang des siebenjährigen Krieges, hinter der preußischen „Großmacht" stand. Die brandenburgischen Minister und Räte von damal waren nichts weniger als erhabene Charaktere, sie waren gewissenlos im Sinne der damaligen Staatsraison, teil für bourbonisches wie für habsburgisches Geld, aber eben deshalb hatten sie ein lebhaftes Interesse daran, ihrer Staat nicht um eines kostspieligen Spielzeugs willen, wie diese Krone war, zu einer gänzlichen Null in dem europäischen Staatenkonzert zu machen. Jedoch nicht einmal diese Staatsgesinnung, so kläglich sie sein mochte, besaß der erste Hohenzollernkönig; indem er sich die Krone aufsetzte, hörte er nur auf die Stimme seiner nichtigen Eitelkeit, die schon die Verachtung seiner gescheiterten Frau erregte, wie später die Verachtung seines Enkels.

Seine rechte Hand bei Erwerbung der Königskrone war ein elender Höfling, ein pfälzischer Junker, Namens Kolb, der dann zu einem Grafen von Wartenberg avanzierte und unter diesem Namen vor dem Richterstuhl der Geschichte an den Schandpfahl geschmiedet worden ist. Erst Oberkammerherr und dann als Premierminister bezog er ein jährliches Einkommen von mindestens hunderttausend Thalern, aber nicht zufrieden mit dieser, selbst heute ja noch ganz respektablen und damals ungeheuren Besoldung, scheffelte er sich durch unrechtmäßige Plünderung der verhungernden Bevölkerung noch mehrere Millionen

## Ingenieur Horstmann.

Roman von **Wilhelm Hegeler.**

(14. Fortsetzung.) [Nachdr. verb.]

Wenn Horstmann kam, überraschte seine Frau ihn immer mit neuen Zärtlichkeiten. Einmal, als er zur Thüre eintrat, fand er sie in ein Buch vertieft, das von technischen Erfindungen handelte. Sie war so hingenommen, daß sie sein Schellen ganz überhörte, erst als er sie beim Namen nannte, sprang sie auf. Ein anderes Mal hatte sie sich versteckt, und als sie ihn mit schmerzlich entsetztem Gesicht das scheinbar leere Zimmer durchmustern sah, lachte sie mit dem reizendsten Lächeln hinter dem Ofenschirm hervor.

Die Sonnabende hielt sie immer frei. Jeder Besuch wurde gnadenlos abgewiesen. Nur Frau Regierungsrat nahm am Abendessen teil. Nachher verbrachte dann das Ehepaar eine charmante Plauderstunde. Anna erzählte, wie sie die Woche verbracht hatte, berichtete von ihren Freundinnen und Freunden, denen sie stets etwas Boshaftes und Komisches anzuhängen wußte, so daß Horstmann wirklich glaubte, sie hielte all diese Leute für ein etwas untergeordnete, nicht ernst zu nehmende Gesellschaft. Auch zählte sie auf, was sie alles mitgemacht hatte, und dann nahm sie immer eine etwas leidende Miene an. Gott, waren sie im Grunde langweilig, all diese Bälle, Diners und Soupers! Aber was ließ sich thun? Das Leben stellte diese Ansprüche an eine Frau, die sich zur Gesellschaft rechnet. Wenn sie ihm dann eine Weile etwas vorgeschwatzt hatte, nicht das, was wirklich passiert war, sondern das, wovon sie glaubte, es würde ihm gefallen: fragte er ihn aus. Und sie wußte ihm durch geschickte Fragen die Worte so zu entlocken, daß er förmlich redselig wurde.

Was machte die Brücke? War er mit den Fortschritten zufrieden? Wieviel Meter fehlten noch an dem Hauptbogen? Wie ging's dem Arbeiter, der vorige Woche das Bein gebrochen hatte? Sie hatte ihm nach Elberfeld ins Krankenhaus einige Flaschen Wein geschickt. Das war ihm doch recht?

Hatte er denn heute die Zeichnungen mitgebracht, aus denen er ihr noch verschiedene Details erklären wollte? Wenn er sie vergessen hatte, fing sie an zu schmollen, im Innern aber dachte sie: Gott sei Dank! Dann kann man dieses langweilige Thema abkürzen . . Hatte er aber wirklich etwas zu erklären, so hörte sie mit gespannter Aufmerksamkeit zu und wußte ihre Verständnislosigkeit so gut zu verbergen, daß er strahlend vor Glück behauptete, er könne sie nächstens als Hilfsingenieur engagieren.

Sonntag abends kamen meist Gäste, dann trat Horstmann unwillkürlich in den Hintergrund. Ohne Neid sah er zu, wie Anna sich mit ihren Bekannten über Dinge unterhielt, die er nicht verstand, die ihn nicht interessierten. Manchmal mußte er auch seiner Frau zu Liebe eine größere Gesellschaft mitmachen oder selbst eine geben. Aber er war ein gefürchteter Tischnachbar. Einsilbig saß er an der geschmückten Tafel, und weder das Lachen um ihn herum, noch der Glanz der Lichter, noch der Wein konnte den verdrossenen Trotz aus seinen Zügen entfernen. Ohne daß er wollte, machte er den Eindruck, als wenn er die ganze Gesellschaft verachtete und haßte. Die Leute vergalten ihm diese Unhöflichkeit, indem sie ihn für einen unangenehmen Menschen erklärten. Einen einzigen Gegenstand gab es, der ihn zum Reden brachte, und das war seine Brücke. Wenn er davon anfing, hörte er sobald nicht wieder auf.

Oft genug keilte er seinen Zuhörer in eine Ecke fest und redete ihm stundenlang die Ohren voll. Aber auch hierin war er nicht geschickt. In dieser naiven Bewunderung der eigenen Schöpfung lobte er sich selbst über die Maßen. Er erzählte, daß die beiden höchsten Segelschiffe der Welt im vollen Schmuck der Segel unter dem Hauptbogen würden durchfahren können. Was waren dagegen die Triumphbogen des Konstantin auf dem römischen Forum, an denen Tausende von Menschen Jahrzehnte lang gearbeitet hatten! Er mit seinen dreihundert Arbeitern, mit seinen erbärmlichen vier Millionen würde einen höheren Bogen schaffen von derselben Dauerhaftigkeit! Und mit diesen Renommisterien verband er Schmähungen gegen die staatlichen Baumeister und Ingenieure, die für ihn ein Haufe eingebildeter, nichtskönnender Pedanten waren . . . Durch sein Reden machte er sich ebenso unbeliebt wie durch sein Schweigen. Aber er merkte nichts davon. Mit dem Morgengrauen fuhr er nach Luringen zurück und hatte über der Arbeit bald die ganze Gesellschaft vergessen.

Es gab nur wenige ganz leichte Schatten in dem hellen Bild seiner Ehe, die ihren Glanz aber nicht zu trüben vermochten. Horstmann stand nicht gut mit seinem Schwager. Tehwitz, der öfters in Geldnot saß, hatte sich herabgelassen, von ihm größere Summen zu borgen. Von Zeit zu Zeit mahnte der Ingenieur ihn. Tehwitz nahm dann immer den Mund sehr voll: in nächster Zeit würde er für sein Geschäft größere Abschlüsse machen, dann würde alles bis auf Heller und Pfennig beglichen. Uebrigens seien solche Darlehen zwischen Verwandten doch etwas anderes als Schuster- und Schneiderschulden, deren Rückzahlung drängte. Hostmann ärgerte sich über diesen aufgeblasenen, schäbigen Ton. Aber auf Annas Wunsch ließ er die Sache ruhen. Um seinem Schwager behilflich zu sein, machte er ihm sogar den Vorschlag, ihn bei seinem Werk anzustellen. Aber der Hauptmann wies dies Anerbieten stolz zurück. Ein Untergebener seines Schwagers zu werden, das hätte ihm gerade gefehlt.

Auch Frau Regierungsrat wurde Horstmann auf die Dauer unsympathisch.

Ueber ihre Schulden hatte er freilich noch nichts erfahren, da Anna von ihrem Budget einen Teil an Schöbel zurückgezahlt hatte. Aber Frau Düsbach, die zuerst von ihrer Witwenpension gelebt hatte, war ihrer Spekulationswut wieder verfallen und saß in neuen Schulden. Schließlich wirtschaftete sie ganz auf Horstmanns Kosten. Er bezahlte die Miete, das Dienstmädchen, die Toiletten, einfach alles für sie. Als er Anna einmal fragte, was ihre Mutter denn eigentlich mit ihrer Pension mache, erwiderte diese in ihrer nonchalanten Art: „Das bißchen Pension! Vielleicht kauft sie sich Zahnpulver dafür."

Horstmann hatte sich vor seiner Verheiratung als obersten Grundsatz hingestellt, in Geldsachen nur nicht schäbig zu sein. Deshalb handelte er seinem Gefühl entgegen und bezahlte alle möglichen Dinge, ohne ihnen näher auf den Grund zu gehen. Aber trotz seiner Freigebigkeit erklärten seine Verwandten ihn für einen Knauser. Anna verteidigte ihren Mann. Aber auf die

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19010118/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG